



Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 37

Beilage zum
Rheingauer Bote.
 Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

Mangel an Beweisen.

Man von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage machte ich mich nach Gravnika auf, um dem Baron sein Eigentum abzugeben. Im Wald, unweit der Grenze von Willkowschki, ungefähr zweihundert Schritt von der Landstraße entfernt, sah ich den Tschibulski, er legte Schlingen für die Hasen und sagte: „Warte, ich werde dich anzeigen“, sagte ich schadenfroh. Er trat auf und stand mir mit zornblickenden Augen gegenüber. „Das wirst du nicht!“ rief er heftig. „Die Janka laß mir in Ruhe“, sagte ich, „die heirate ich.“ Er griff mich und entriß mir den Hirschfänger. Wir rangen sich; ich war stärker; mit eisernem Griff packte ich ihn. Da warf er die Waffe gegen mich und wollte mich töten. Ich warf ihn zu Boden und bekam die Waffe wieder. Wie es kam, im wilden Kampf, Brust an Brust, fuhr er mit der scharfen Schneide in den Leib. Sie mußte das Herz

verstand, mich zu beherrschen, daß mir niemand etwas anmerkte. — Als ich hörte, daß der Baron aus Mangel an Beweisen freigesprochen war, fiel mir eine Bergeslast von der Seele. Im Frühjahr wanderte ich mit noch einem Burschen aus der Gegend nach Amerika. Hier ist es mir schlecht gegangen. Ich habe gehungert und gefroren, aber bis auf die eine Sünde meines Lebens bin ich doch ein ehrlicher Kerl geblieben. Nun habe ich alles gesagt, was mich jahrelang bedrückt hat. Ich bitte Sie auf den Knien um Vergebung, Herr Baron. Gott sei meiner armen Seele gnädig. Stephan Mikulsky, früher Adertnecht in Willkowschki, Posen.“ Eine kurze Zuschrift des Hospitalarztes war dem Schreiben beigelegt. Er bestätigte, daß der Kranke bei vollem Verstande sei, und daß er seine Aussage vor Zeugen beschworen. „Ich hoffe, geehrter Herr Präsident, daß Sie Gebrauch von der Beichte eines Sterbenden machen werden, und daß der unschuldig Angeklagte seine Ehre wiedererlangt.“ Hochachtungsvoll: Fred Hunter, Oberarzt.“ Washington, St. Jameshospital, 25. August 1909.



Kriegsbente aus Przemyśl: Geschütze, die den Russen bei der Wiedereroberung der galizischen Festung abgenommen wurden. Phot. Eiko-Film.

Der Präsident hatte dem bedeutungsvollen Schreiben hinzugefügt, daß der Sachverhalt in den Zeitungen veröffentlicht werde, und daß alles geschehe, Bernds Namen von dem ihm anhaftenden Makel zu befreien. „Frei! Frei!“ Bernd jubelte es laut. Er redete die Arme; ihm war, als fielen Ketten davon ab. In heißem Gebet dankte er Gott für sein gnädiges Walten. Dann eilte er hinüber zu

ihnen. Ich beschwöre dies bei Gott, angesichts des Todes, daß ich nicht naht. Aber ich habe dennoch ein schweres Unrecht begangen, habe einen völlig Schuldlosen gefangen genommen und feig geschwiegen. Die Janka hat den reichen Mann geheiratet. Mir war die Heimat verleidet. Ich habe sechs Monate, um keinen Verdacht zu erregen. Ich

ihren, zu seiner geliebten, treuen Mutter. Er kann nicht sprechen, er reicht ihr den Brief, und sich an ihre Brust werfend, weint er wie ein Kind. „Mutter, ich bin frei! Frei! Lies und sieh es selbst!“ Noch einmal muß Bernd die Worte selbst sehen. Mit erregter, vor Glück bebender Stimme liest er den ganzen Bericht seinem

Mütterlein vor. Dann halten sie sich lange umfaßt, sie sind zu froh, um sprechen zu können. Der tiefste Schmerz, das höchste Glück sind stumm! —

Erst nach und nach sammeln sie sich. Sie sitzen Hand in Hand auf dem Sofa und machen Zukunftspläne.

Vor einigen Tagen hat Wilhelm von Stetten nochmals geschrieben und den Neffen gebeten, nach Buchensfeld zu kommen und ihn zu vertreten, während er mit seinem Sohne Ernst zu Davos weilt.

„Jetzt kann ich Ja sagen, Mutter! Morgen schreibe ich und nehme an. Denke doch, wie schön es sein wird, in Medlenburg auf dem alten Erbgut der Familie zu leben und dort zu wirken! Ich brauche mich nicht mehr scheu zu vertriehen und kann den Kopf erheben.“

„Mein Junge, Gott hat geholfen, ihm sei Lob und Ehre!“

„Ja, ich werde ihm mein Leben lang danken, Mutter; ich will es nie vergessen!“

So schloß dieser schöne Tag. Ein neuer Morgen, ein neues Leben tagte für Bernd von Stetten.

Hilde und Tante Dörtchen waren Anfang August nach Berlin abgereist. Vorher hatte Dersfeld noch einmal Hilde gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie nahm ihn nicht ernst und hatte lachend verneint. Er ließ sich nicht entmutigen und beharrte bei seiner Werbung.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie gegen mich haben“, sagte er etwas ärgerlich.

„Mein Gott, Sie wissen es ja schon“, versetzte sie ungeduldig, „Sie sind mir zu groß.“

„Das kann ich leider nicht ändern, aber ich werde Sie tragen, wenn Sie finden, daß wir nicht Arm in Arm gehen können. Sehen Sie, so werde ich es machen.“

Er wollte sie umfassen und aufheben. Sie wich zurück und gab ihm einen leichten Klaps.

„Bitte, lassen Sie solche dummen Spässe“, sagte sie entrüstet. „Sie meinen ferner, daß der Name Fritz Ihnen nicht behagt.“

Wie möchten Sie, daß Ihr Zukünftiger heiße?“

„Nun, Walter oder Siegfried oder Lothar.“

Er lachte vergnügt.

„Mein zweiter Name ist Lothar. Sie können mich so nennen, wenn Sie meine Frau werden.“

„Ja, wenn“, entgegnete sie neckisch, „aber das wird nie der Fall sein.“

„Wirklich nie?“ fragte er.

Sie nickte. Er tat, als ob er fort ginge; sie blinzelte durch die Wimpern ihm nach.

„Ich wußte es, er kehrt zurück.“

Dersfeld stand wieder vor ihr.

„Fräulein Hilde“, sagte er, „morgen reisen Sie fort.“

Er sah betrübt aus. Sein kleiner Quälgeist freute sich darüber. „Ich werde Sie in Berlin besuchen. Darf ich?“

„Wozu?“ fragte sie.

„Um dieselbe Frage an Sie zu richten. Sie wissen doch: Beharrlichkeit macht Möglichkeit.“

„Ich glaube daran nicht.“

„Aber ich. Sie werden sich besinnen.“

„Bilden Sie sich das nicht ein.“

„Nun, wir wollen sehen.“

Er ging dieses Mal wirklich.

Bernd und Dersfeld begleiteten die Damen zur Bahn.

Dersfeld hatte für beide Blumen gebracht. Bei Hildes Strauß spielten die Vergißmichnicht die Hauptrolle.

„Auf Wiedersehen“, sagte der junge Kurländer beim Abschied.

„Wer weiß“, fiel es von Hildes Lippen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blickte sie zum Fenster hinaus; Dersfelds hohe Gestalt war noch lange sichtbar. —

In Berlin bemühte Hilde sich um Privatstunden, die sie auch bekam. — Sie dachte oft an den Sommer in Mhenruh. Wie hatte sie Dersfeld genest. Es tat ihr jetzt fast leid.

„Ach was“, dachte sie, „alles war ja nur Scherz. Er meint es gar nicht ernst und wird mich bald vergessen haben.“

Welche Freude die gute Nachricht über Bernd seinen Angehörigen bereitete, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Er stand glänzend gerechtfertigt da, nachdem der Präsident des Gerichtshofes das Nötige veranlaßt hatte.

Mhenruh stand leer. Frau von Stetten lebte nun wieder in der Dorotheenstraße in Berlin; ihre Töchter und Tante Dörtchen waren glücklich darüber.

Bernd blieb kurze Zeit in Berlin, dann reiste er nach Buchensfeld zum Onkel. Er wurde herzlich empfangen. Sein Vetter Ernst war ein schwächlicher, krank aussehender Jüngling, dessen eingefallene Wangen und Brust von einem schweren Lungenleiden

sprachen. Er schloß sich mit großer Liebe an Bernd, und Wetter rauher wurde, bat Herr von Stetten den Neffen dem Süden zu begleiten, was Bernd auch gern annahm, ihm peinlich, in der ersten Zeit nach seiner Freijahre Deutschland zu leben. Erst im Frühjahr wollte er die schaftung Buchensfelds antreten.

In kleinen Tagesreisen erreichten sie Davos; dort den Winter zubringen. — Es schien ihm etwas besser, aber dann kamen wieder Fiebertage; sein Vater verlor nung auf Genesung.

Bernd trieb Wintersport, rodelte und lief Schneefuß den trüben Tagen war es ihm, als lebe er auf. Wie ein Mensch sah er aus mit den blitzenden Augen und der gerichteten Gestalt. Er machte nette Bekanntschaften oft den Mittelpunkt des heiteren Kreises. Manch junges Herz pochte schneller für den stattlichen Mann, aber es nicht zu bemerken und blieb kalt.

Dachte er an eine, die fern war? An jene, die er gut kennen gelernt, die er zuletzt in weicher Stimmung gedem sie ihn vorher schnippisch behandelt hatte? — In schwebte ihm überall vor. Oft hatte er den Wunsch, sie zu zusehen, aber Onkel Hugo und die Seinen waren im Weg.

„Ob ich sie besuche?“ dachte Bernd manches Mal, tat es nicht. Er wollte Ise nie mehr begegnen. Sie war viel umvorben und verlobte sich bald. —

Weihnachten kam. Ernst schien sich zu erholen. Schritt er auf den Arm des Veters gestützt, langsam in die weiße Schneewelt von Davos.

Bernd war voll zarter Fürsorge um ihn bemüht, ihm Mut zuzusprechen, aber der Kranke schüttelte den mit heiserer Stimme sagte er:

„Du meinst es gut, lieber Bernd, aber ich weiß, daß muß. Ach, ich hätte so gern gelebt.“

„Gott wird dich deinem Vater erhalten, Ernst.“

„Ja, mein armer Vater! Es wird ihn schwer tun, sprich mir, ihm ein treuer Sohn zu werden, wenn ich bin. Du wirst dann Herr auf Buchensfeld sein.“

„Davon sprich nicht“, bat Bernd erschüttert.

Das Weihnachtsfest brachte den Gästen des Hotels schön geschmückte Tanne. Man beschenkte sich gegenseitig mit unnatürlich großen, feierhaft glänzenden Kerzen.

Ernst von Stetten auf die Kerzen. Er sagte sich, die letzten Male das Fest feiere.

Und draußen lag die weiße, weiße Welt, eingetaucht in wärmende Schneedecke.

Lange stand Bernd an jenem Abend an seinem Anshauen der winterlichen Pracht versunken. Seine tief bewegt, er faltete die Hände im heißen Dank.

In Berlin verlief Weihnachten dieses Jahr harmloserer Geselligkeit — so ganz anders als vor Jahren.

Hilde lief Schlittschuh, machte einige Gesellschaften war oft bei Bengerns, wo sie gemütliche Stunden am heiligen Abend kam ein prächtiger Blumentisch für Mädchen an; Dersfelds Karte lag dabei. Hilde lehrte

erwarte sie einige Worte von ihm; sie war enttäuscht nichts fand. Im stillen hatte sie gehofft, daß er nach

men würde und hatte sich vorgenommen, netter zu sein.

Er wird wohl nach Hause gereist sein“, tröstete sie dachte oft an ihn. Er war doch wirklich ein guter Junge

fröhlich und so gar nicht empfindlich, wenn sie gegen ihn ge

Zu Beginn des Frühlings kehrte Bernd nach Hause zurück. Der Onkel und Ernst blieben noch in Davos, später nach Meran übersiedeln.

Nachdem Bernd eine Woche in Berlin zugebracht er nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Mit freudiger widmete er sich seiner Arbeit. Buchensfeld war ein schönes Gut mit einem alten Herrenhause, das von der tionen bewohnt, viele Familienandenken und eine von Ahnenbildern derer von Stetten besaß. —

Während dieses stolzen Besitzes siechte hoffnungslos dahin. Dankte trübte oft die Stimmung Bernd. Der Onkel

nahe, daß er an Stelle Ernsts einst Buchensfeld besaß wenn der Tod diesen dahintrastte, aber Bernd dachte daran. Er hätte sich gefreut, Ernst wieder gesund zu

Vollebeiß der Kraft, die seine eigenen Muskeln in den Monat auf Monat verging. Bernd stand im

mit Onkel Brömmeler. Dieser hatte ihm gleich nach seiner rettung in herzlicher Art Glück gewünscht, und die

einige Worte hinzugefügt. Von Ise war ein Gruß gekommen.

Als ihr Vater wieder einmal schrieb, stand unter dem „Einen Gruß von Cousine Ise.“

dachte Bernd bitter, „hebt erkennt sie mich als Vetter
wo ich nicht mehr der Angestellte ihres Vaters bin —
das Brandmal ausgelöscht wurde.“ —

Eril wurde Wengerns ein Sohn geboren, ein prächtiger
das eheliche Glück des jungen Paares wurde dadurch
er. Frau von Stetten war überfelig, ihr erstes Ent-
schließen.

ließ nichts von sich hören, desto öfter dachte Hilde
Der erste Mann, der sich einem jungen Mädchen
näher, macht Eindruck auf sie, und wenn Hilde an
so wünschte sie, ihn wiederzusehen.

hatte mit seinen Eltern gesprochen und ihnen offen
er Hilde von Stetten liebe. Seine Mutter wollte
von einer Heirat wissen; sie hatte andere Pläne
Sohn und wünschte sich eine Kurländerin zur Schwieger-
für Mann unterstützte des Sohnes Werbung.

gut, wenn frisches Blut in unsere alten Adelsgeschlechter
wir degenerieren, weil wir fast immer untereinander

sie ist arm, Konrad.“

ut das, Erna. Sie ist von gutem alten Adel. Ich habe
schen Kalender nachgesehen. Ich denke, wir sind reich
dem Jungen aus diesem Grunde nichts in den Weg

will mich doch erst persönlich überzeugen.“

Derfeld mußte zur Kur nach Wiesbaden. Sie blieb
in Berlin und besuchte Stettens. Hilde öffnete ihr
die Tür. An der Ähnlichkeit mit dem Sohn erkannte
wonnig. Tief errötend stand sie vor ihr und hielt den
Blick aus.

„Mir keine Fremde, liebes Fräulein,“ sagte Frau
„mein Sohn hat mir von den angenehmen Stunden
er vorigen Sommer in Isenruh verbracht hat. Ich
men, Ihrer Frau Mutter dafür zu danken.“
liebend, gnädige Frau. Bitte, näher zu treten,
im Salon.“

den Damen begrüßten sich. Hilde pochte das Herz.
dieser Besuch zu bedeuten? Frau von Derfeld blieb
für eine erste Visite, immer wieder prüften ihre Augen
die Mädchengestalt.

Abschiede hat sie Mutter und Tochter, sie morgen zu
um einen kleinen Ausflug nach Potsdam zu machen.
danke an und blieb den ganzen Tag zusammen.
Derfeld schrieb darauf dem Sohn:

„einen guten Geschmach, Fritz; mir scheint, Du darfst
Bald auf Dich die Rede kam, las ich auf Hildes Gesicht
st. Als wir Abschied nahmen, fragte ich sie:
„mein Sohn kommen?“
te und küßte mir die Hand.“

sofort, Ernst sterbend.“

Wachtnachricht erhielt Bernd Anfang Mai von seinem
wort reiste er nach Meran ab.

in schönen Ort, der von den Lungenkranken in der
auf Genesung besucht wird, hatte Ernst von Stetten
Der arme Vater stand gebrochen am Sarge seines
des und Bernd neben ihm, der mit der Liebe eines
alten Mann stützte und aufrecht erhielt.

Friedhof, der so viele birgt, die in Meran die ersehnte
gefunden, betteten sie den Toten zur ewigen Ruhe.
„hebt mein Erbe,“ sagte Stetten zu seinem Neffen,
„fällt dir nach meinem Ableben zu.“

Der Onkel, ich wünschte, es wäre anders gekommen“,
Bernd tief bewegt. „Willst du nicht mit mir heim-
werde dich mit Sohnesliebe umgeben.“

„Aber ich, mein guter Junge, aber laß mich hier an dem
der mein Liebste birgt, ich fühle, daß auch meine
sind.“

„Will ich bei dir bleiben, Onkel.“

„Aber, das sollst du nicht. Du bist jung und brauchst
schönes Leben liegt vor dir.“
„Aber noch einige Tage, dann mußte er den Wunsch
erfolgen und nach Deutschland zurückkehren. Er traf
in Berlin ein.“

war Derfeld auch dort angekommen. Er begab
sich der Wohnung der Frau von Stetten.
zu Hause?“ fragte seine muntere Stimme die ihm

„das gnädige Fräulein ist da.“

„In langen Schritten stand er vor Hilde.
„Hildegard,“ sagte er lachend und faßte ihre beiden Hände,
willig überließ.“

„Fräulein Hilde, schiden Sie mich nicht fort,“ bat er, „ich
ich habe Sie so lieb, so sehr lieb!“

Diese Sehnsucht und heiße Leidenschaft bebten in seiner Stimme.
Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„So sehen Sie mich doch an“, flehte er, den Arm um ihre
zierliche Gestalt legend und sie an sich ziehend.

Sie ließ es willig geschehen; ihre Hand erwiderte den warmen
Druck der seinen.

„Hilde, liebe, kleine Hilde!“ jubelte Derfeld, „so willst du meine
Frau werden? O, wie bin ich glücklich!“

Er hob die leichte Gestalt auf und küßte sie stürmisch.

„Wie wild du bist, Fritz“, sagte sie halb erschreckt, halb festig.

„Du nennst mich Fritz?“ lachte Derfeld, „so findest du den
Namen nicht mehr häßlich?“

Sie zog seinen Kopf zu sich hinunter und flüsterte in sein Ohr:

„Nein, denn — ich liebe den, der so heißt.“

„Hurra!“ rief Derfeld ausgelassen, und ehe sie sich dessen
verfaß, hatte er sie umfaßt und tanzte mit ihr einen lustigen
Walzer durch das Zimmer.

„Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch lieben im Monat Mai.“

Sie sangen es beide in glüdlichem Übermut.

„Na, was soll das heißen?“ fragte Tante Dörtchen, den Kopf
verwundert durch die Tür steckend.

„Das soll heißen, daß wir verlobt sind, Tanten!“ rief Derfeld,
in der Freude seines Herzens die alte Dame umarmend, „die
Hilde nimmt mich langen Kerl und wird meine Frau!“

„Liebst du ihn denn, Kindchen?“

„Ja, ja, ja!“ Nicht mehr: „Nein, nein, nein!“ war die Antwort.

„Na, dann gratuliere ich. Also deshalb war die Frau Mama
gekommen! Jetzt verstehe ich.“

Als Frau von Stetten nach Hause kam, sah sie Fritz und Hilde
Arm in Arm stehen und erriet alles.

„Du bringst meine Tochter weit fort, in ein fremdes Land,
mein lieber Sohn,“ sagte Frau von Stetten, „aber ich vertraue
sie dir gern an.“

Wegen der Trauer um Ernst konnte die Verlobung noch nicht
veröffentlicht werden. Nur Wengerns wurde sie mitgeteilt, und
auch dort wurde Derfeld freudig empfangen.

„Wenn Bernd doch auch heiraten wollte!“ dachte Frau von
Stetten oft.

* * *
Willkähmen, den 28. August 1909.

„Lieber Junge!“

Leider sind wir so kurze Zeit in Berlin gewesen, daß ich Dich
nicht benachrichtigen konnte. Wie Du siehst, sind wir nun wieder
zum Sommer in Willkähmen. Bitte, mache es möglich, zu Isens
Geburtsstage zu kommen; er ist am achtundzwanzigsten August. —
Voriges Jahr waren meine beiden Damen schon fort, und wir
konnten den frohen Tag nicht zusammen feiern.

Wir vermissen Dich und die Deinen sehr. In Isenruh lebt
jetzt der neue Pächter, scheint ein guter Landwirt zu sein.

Alles Weitere mündlich; die Ilse will meiner Einladung
einige Worte hinzufügen.

Dein alter, treuer Onkel

Hugo von Brömmeler.“

„Bitte, kommen Sie zu meinem Geburtstage, Vetter Bernd.
Auf Wiedersehen!“

So einfach die Worte klangen, machten sie doch das Herz des
Lesers höher schlagen. Er konnte kaum den Tag erwarten, der
ihn wieder nach Ostpreußen brachte. In letzter Stunde hielten
ihn unvorhergesehene Geschäfte in Buchensfelde fest, so daß er
die Nacht durch reisen mußte. Erst kurz vor dem Mittagessen
Diner langte er in Willkähmen an.

„Na, gut, daß du doch noch da bist,“ begrüßte ihn Brömmeler.

„Die Ilse sah fortwährend aus dem Fenster nach dir aus. Jetzt
sind die Damen bei der Toilette. Wirf dich schnell in Gala, Junge,
es ist die höchste Zeit.“

Bernd besolgte seinen Rat. Bald darauf schritt er in Frack
und Lackschuhen die breite Treppe zu den unteren Räumen hinab.

Ein zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Als Bernd ein-
trat, verstummte das laute Gespräch, ganz still ward es; aller
Augen richteten sich auf ihn.

Wie sah der Mann heute anders aus, als vor einem Jahre!
Frei und Stolz die Haltung, sicher das Benehmen und in dem
energischem Gesicht ein Leuchten heimlichen Glückes.

Viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er nahm seinen Platz
in der Gesellschaft seiner Standesgenossen wieder ein. Tief und
erlöst atmete er auf.

Tante Emma begrüßte ihn sehr herzlich.

Ilse's Hand ruhte eiskalt in der seinen; Bernd fühlte, wie
die weißen Finger sich fest in seine Rechte schmiegt. Und in

ihrem Gesicht las er etwas Neues: ein scheues Fragen, ein ver-
stecktes Leuchten, das sonst vollständig fremd an ihr war.

„Du bist ja
Ihens Tisch-
herr“, sagte
Brömmeler,
als die Paare
sich ordneten.
„Bitte, gnä-
diges Fräu-
lein.“

Bernd trat
auf Ilse zu und
reichte ihr den
Arm.

„Wollen Sie
nicht, Cousine,
sagen?“ fragte
sie sehr leise.

„Ja, da Sie
es erlauben.“

Sie sahen
dem Vater ge-
genüber. Er
war in rosiger
Laune, trank
ihnen zu und
freute sich,
wenn er diese
beiden jungen
Menschen so
lebhaft plau-
dern sah. Es
war, als sei ein
Zwang von
ihnen gewi-
chen, als müßten
sie sich heute
näher kommen.
Das Gespräch
stockte keinen
Augenblick. Ilse
fragte nach der
Mutter und den
Schwestern Bern-
ds, nach Buchen-
felde und berührte
im munteren
Blauderton man-
cherlei. Sie erzählte
von dem letzten
Winter in Genf,
und daß sie gern
immer in Deutsch-
land leben möchte.
Kaum hatte sie
das ausgesprochen,
wurde sie verlegen
und verstümmte.
„Was wird er nun
von mir denken?“
fuhr es ihr durch
den Sinn. „Wird er
es nicht so deuten,
als ob —“



Der Hafen von Naguja-Bechia. Photogr. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)

ben ihr. Sie war von der Bank aufgesprungen
ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt
Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über
„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht,
„soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich
mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und für-
delten, als ich das Brandmal unverdienten Verdacht

ben ihr. Sie war von der Bank aufgesprungen
ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt
Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über
„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht,
„soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich
mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und für-
delten, als ich das Brandmal unverdienten Verdacht



Vorgesobene Telephonstation an den Ufern
der Aisne.

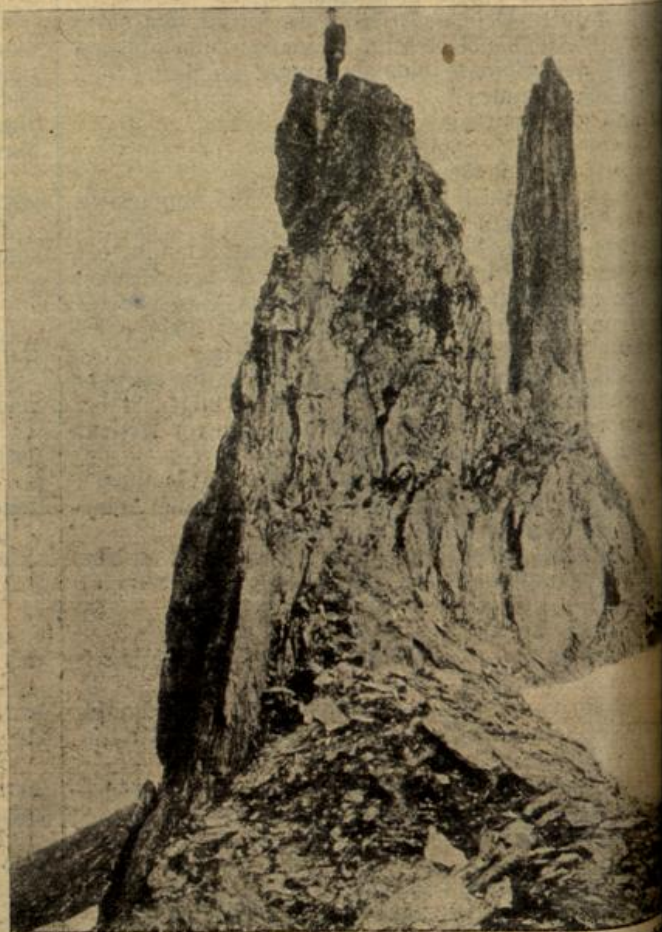
Weiter verfolgte
sie den Gedanken
nicht. Sie hatte
sich darnach ge-
seht, ihn wie-
derzusehen, ihm
freundlich zu be-
gennen.

Am Ausschnitt
ihres hellblauen
Seidenkleides
trug sie ein klei-
nes Sträußchen
Edelweiß. Bernd
hatte es sofort
bemerkt. — Sie
dachten beide an
den Tag, an wel-
chem sie sich auf
dem Kornfeld be-
gegnet waren,
und an dem er
ihr die innige Be-
deutung der keu-
schen Alpenblu-
me erklärt hatte,
die Sage, die sich
daran knüpft.

Die Tafel wur-

de aufgehoben. Die Nacht sank weich und lind hernieder.
Bernd bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Herren,
die noch im Rauchzimmer bei einer Zigarre verweilten.
Wie wohl tat dem Geächteten heute die Anerkennung der
Gesellschaft, von der er sich einst ausgestoßen gefühlt.

Pastor Hildebrandt und seine Frau waren auch zu-
gegen. Sie verwickelten Bernd in ein Gespräch. Er suchte
loszukommen; verstohlen sah er sich nach Ilse um. Eben
war sie noch bei den anderen jungen Damen gewesen,



Schweizerische Grenzbesetzung: Eine Patrouille im Hoch-



Fransjösische Artillerie.

weiß, daß ich oft sehr ungezogen gegen Sie war“, gab
Soll ich abbitten? Wie kann ich es gut machen — Bernd?“
Name fiel zögernd von ihren Lippen.
tragen ein Sträuß-
schweiß an Ihrem
wollen Sie mir eine
ten geben?“
als sie beklommen
fährt er fort:
habe Ihnen erzählt,
sicht, wenn ein Mäd-
dem Manne eine der
Alpenblumen gibt.



stelle im bombensicheren
Unterstand.
aber sie steht wie
da.
weisen Sie mich also
endet sich ab.
st seinen Namen
so mit dem Ton
hen Liebe; er fühlt
Edelweiß in sei-
arme schlingen sich
Hals.
Sterne am Him-
auf das Glück
Menschenpaares

Empress of Ireland.

Von
Herm. Dresler.

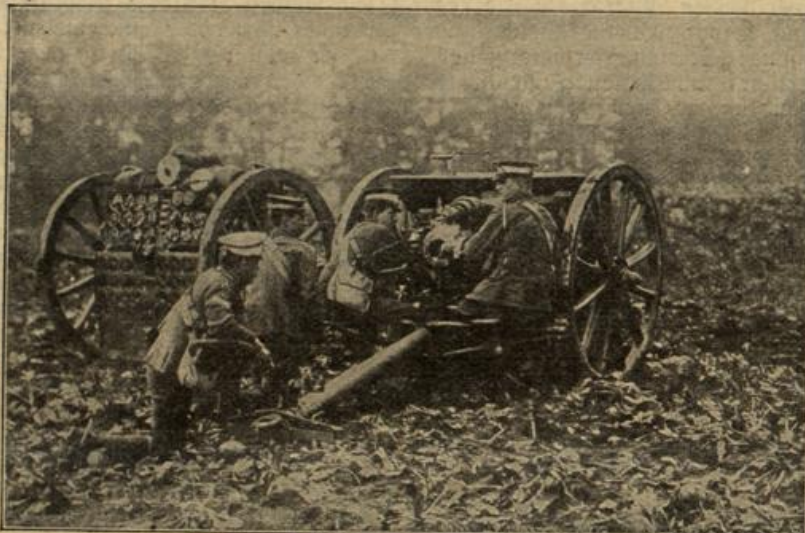
Der Frühjahrs-
abend senkt
sich über die brei-
te Mündung des
Lorenzostromes.

Der „Empress
of Ireland“ durch-
ragt die glatte
See, die wie ein
Bogen Stanniol-
papier glitzert.
Hinter dem schö-
nen Schiff zieht
ein langer und
breiter Schaum-
streifen her. Hier
peitschen die bei-
den Schrauben



Das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“.
(Mit Text.)

das Wasser zu sprüh-
endem Gischt. Die Zeit
des Kommandowechsels



Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Haben Sie es nicht vergessen, Ilse?“
Ganz nah ist er an sie heran-

sich nach der ange deuteten Richtung. Dort, fast am Horizonte,
hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.

ist gekommen. Der betref-
fende Offizier steigt zu der
Kommandobrücke hinauf
und grüßt den Kapitän, der
mit besorgtem Blicke den
Himmel mustert.

„Danke, Kamerad, ich
will die Führung des Schif-
fes bis Sonnenaufgang sel-
ber behalten!“ antwortet
der Kapitän.

„Ist Gefahr im Verzug?
Droht denn das Wetter
umzuschlagen?“

„Um!“ brummt der Ka-
pitän nachdenklich. „Ich
fürchte, wir bekommen nasse
Packing!“

„Nach diesem schönen Ta-
ge? Ich glaube doch nicht!“

„Doch, doch. Sehen Sie
mal nach Osten!“

Beide Männer wenden



Trümmer eines von deutscher Artillerie herabgeschossenen englischen Flugzeuges. (Mit Text.)

Hier und da flattern schon kleine, zerfließende Nebelschwaden wie Altweibersommer über das Meer, das sich nach allen Seiten hin endlos ausbreitet.

„Das schlägt sich nieder. Die Nacht wird kühl!“

„Ich glaube kaum. Auf jeden Fall will ich bis morgens zwei Uhr wenigstens auf meinem Posten bleiben!“

Der junge Offizier blickt in das besorgte Antlitz seines Kapitäns und weiß nun, daß wirklich irgendeine Gefahr über den Wassern lauert.

Der Kapitän entläßt seinen Kameraden und wandert wieder ruhelos auf der Kommandobrücke hin und her.

Unter ihm dehnt sich der Riesenleib seines Schiffes. Tot und stumm ist es an Deck. Die Passagiere wurden eben durch die Glocke zum Abendessen gerufen.

Von Achtern verirrt sich hin und wieder das klatschende Geräusch eines aufgepeitschten Wasserberges herauf. Durch die Takelage pfeift sanft die Luft, obgleich es windstill ist, aber der Fahrtwind steht steif, denn das Schipslog zeigt zwanzig Faden Geschwindigkeit.

Unterdessen sind die Schleier näher getrocken. Wie schleichende Gespenster huschen sie über das Wasser, ballen und kneten sich zu allerhand spulhaften Ungehaltem, fassen und lösen sich oder wälzen sich wie zudende, schwerringende Leiber. Der Kapitän sieht diesem Schauspiel zu. Ihm formen sich menschliche Gliedmaßen in dem Nebeldunst und ein eissiger Schauer rinnt ihm wie die Ahnung von etwas Unerhörtem durch den Körper.

Der Nebel hat jetzt mit seiner weißen Milch das ganze Meer bedeckt. Das Schiff ragt daraus hervor wie aus Wolken. Der Kapitän gibt nach vorn die Weisung: „Scheinwerfer bereitstellen!“

Der lauende Feind klettert mit unhörbaren Schleichritten immer höher an der Schiffswand empor, schwingt sich über die Keeling und streckt seine feuchten Krallen vorsichtig über das ganze Deck, den nassen Leib nachschleppend.

Das Essen ist vorbei. Einige Reisende kommen aus dem Speisesaale herauf auf das Promenadendeck, das sich rechts und links unter der Kommandobrücke vorbeizieht.

„Hu, wie häßlich!“ ruft eine junge Dame. „Man sieht ja fast die Hand vor den Augen nicht mehr!“

Der Kapitän erschrickt. Er beugt sich über das Geländer der Brücke. Wahrhaftig! Von der Sprecherin sieht man nur noch einen matt hellen Schein. Hätte sie ein dunkles Kleid an, würde von ihr gar nichts wahrzunehmen sein. Im Topmast flammt das erste Licht auf. Es schimmert wie ein trübes, rotverweintes Auge.

„Das wird eine verdammte Nacht geben!“ flüstert der Kapitän besorgt und gibt durch den Maschinentelegraphen den Befehl: „Scheinwerfer auf!“

Im nächsten Augenblicke flammt in der Spitze des Vorderdecks der Scheinwerfer auf wie das riesige Auge eines Ungeheuers. Langsam fängt er an zu rotieren und läßt seinen Strahlenkegel suchend rings über das Meer huschen. Aber er erzeugt nicht die scharfgeschnittene Grenze zwischen Licht und Schatten und scheint vergeblich gegen die Nebelwände anzuglühn. Nur die nächsten Gegenstände umflutet er mit seinem grellen, silbernen Schein.

Das ungewohnte Schauspiel hat mehrere Passagiere an Deck gelockt. Sie stehen in allerhand Betrachtungen und jeder wird seinem Nachbar nur für einen Augenblick sichtbar, wenn der Strahl des Scheinwerfers ihn trifft.

Der kreist stumm und streckt die schmale, weiße Lichtsäule wie einen tastenden Zeigefinger nach allen Seiten.

„Das ist fein, was? Daß wir das auch einmal erleben!“ sagt ein junger Herr zu einer Dame.

Diese scheint eine Engländerin zu sein.

„Fein?“ entgegnet sie kühl mit einem fremden Akzent. „Wir haben das in London oft und sind nicht sehr erbaut davon. Bei solchem Wetter kommen die meisten Unglücksfälle vor.“

„Wieso?“

„Weil in den Straßen häufig Fuhrwerke aufeinander losrennen und sich gegenseitig zertrümmern!“

„Hm! Na, dafür liegt ja auf dem Meere eigentlich keine Ursache zu Besorgnis vor!“

„So? Meinen Sie? Wenn zum Beispiel...“

Der Rest geht in dem Heulen der Dampf sirene verloren. Aufbegehrend fordert sie mit dumpfem Schrei Platz für den Ozeanriesen.

Der Kapitän hat sich die Leine des Rebelhornes um das Handgelenk gewunden und reißt von Zeit zu Zeit daran. Bald anhaltend, bald in kurzen Zwischenpausen ertönt das marktschütternde Gebrüll. „Phuuuu — phuuuu — phuuuu!“

Dazwischen hinein hämmert der Klöppel der Signalglocke wütend gegen das bronzene Gehäuse.

„Fahrt — halbe Kraft!“

Die Klingel im Maschinenraume schrillt, das Kommando ist angezeigt und wird zur Kontrolle wieder nach oben gegeben.

Gleichzeitig fahren mächtige Dampf säulen aus dem Schornstein. Man kann sie nicht sehen, fühlt es aber, daß der Riese ein seines tochenden Atems aushaucht.

Die Maschine arbeitet mit halber Kraft, es vergehen einige Minuten, ehe die viele tausend Zentner schwere Schiffs-Wasserpumpe ihren Zug verlangsamt und das Schipslog anzeigt, daß die mächtige Rumpfpumpe endlich dem Willen seiner Seele Gehorchen leistet.

Das Deck ist menschenleer. Die Passagiere haben sich unheimlichen Gebrüll des Rebelhornes in die Raucherzimmer geflüchtet, denn wer diesen Ton einmal in der Höhe gehört hat, den schmerzt das Trommelfell noch zehn Minuten lang. Nur einige Deckoffiziere stehen zur Seite des Scheinwerfers, spähen durch ihre Röhre in die verschlossene Ewigkeit hin. Alle Positionslaternen sind aufgesammt, Lämpfen geben gegen diese nassen Tücher des Ozeannebels an sich selbst das Luten des Rebelhornes und das wahnsinnige Gebrüll der Glocke zu ersticken scheinen.

Jetzt schweigen beide für einen Augenblick. Nur die Dampfsäulen leuchten durch die Nacht.

Plötzlich legt der Kapitän das Hörrohr an. Seine Augen schließen sich. Ganz deutlich dringt ihm der langgezogene Dampfstrom ins Ohr, schwach, wie aus weiter Ferne.

Einen Augenblick steht er wie zur Bildsäule erstarrt. Er dankt an einen Zusammenstoß zuckt ihm ein Moment der gräßlicher Anschaulichkeit durchs Hirn.

Wenn zwei dieser schwimmenden Riesen aufeinander stoßen, Sie werden in Atome zerplittert. Und an Bord sind hundert blühende Menschenleben! Und die Inzassen des Schiffes?

Er reißt verzweifelt an dem Dampfseil. Keuchend und keuchend Atem des Riesen zwischen den ehernen Lippen hervor ununterbrochen: „Phuuuu — phuuuu — phuuuu!“

Als ob dieses Wunderwort an Kraft und Technik plötzlich bekommen hätte und vor Angst ausschrie!

Unten im Schiffsbauhe sind die Fahrgäste bei der Lektüre und ahnen nicht, wie jetzt hier oben, im Hirn ihres Kopfes, die Pulse sieden und hämmern. Hier in der Kabine laufen all die Nerven und geheimen Fäden zusammen, die diesem schwimmenden Ungeheuer Leben und Willen verleihen.

Der Kapitän erwacht aus seiner sekundenlangen Ohnmacht. Er ist sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt. Er greift den Hebel am Maschinentelegraphen herum. „Kontredampf!“ kommt die Kontrollmeldung. „Kontredampf!“

Die Schrauben fangen an, links zu kreisen. Ein Zittern durchläuft den Riesenleib des Ungeheuers.

Der „Empress of Ireland“ verlangsamt seine Fahrt. Die Klingelzeichen im Schipslog, das alle hundert Meter ertönt, zögert seinen Rhythmus.

Der Kapitän starrt mit weit geöffneten Pupillen in den undurchdringlichen Nebel. Immer näher und stärker dringt das Rebelhorn des entgegenkommenden Dampfers.

Der Kapitän weiß, daß sein Kamerad drüben auf der Kommandobrücke mit ebenso brennenden Schläfen und Herzen den nächsten Augenblicke entgegen sieht, wie er.

Und jetzt taucht — wie es scheint in größter Nähe — die grüne Laterne einer Toplaterne auf Steuerbord auf. Direkt mittschiffs auf den „Empress of Ireland“ los. Die Laterne im Topmast scheint dem Kapitän wie das Auge eines blutgierigen Raubtieres.

Wie wahnsinnig gibt er nach der Steuermanns Stimme Befehl: „Hart Vadbord!“ und schreit ihn dazu in die Höhe: „Kontredampf!“

Jetzt ist die Gefahr auch drüben entdeckt worden. Spät! Zu spät!

Die beiden Dampfer rennen aufeinander los, als wären sie in einen Kampf auf Leben und Tod.

Der Fremde trifft mit seinem breiten Kielbug den „Empress of Ireland“ in die Flanke. Ein einziger Riß klappt bis zum Heck. Der Dampfer holt Steuerbord über und die Wogen schlagen und triumphierend in seine Eingeweide. Die Menschen drinnen ringen miteinander auf Leben und Tod, um das Leben auf einige qualvolle Augenblicke zu verlängern.

Der Kapitän schlägt sich die Hände vor das Gesicht. Graufige nicht zu sehen.

Der schwimmende Tod ist schon im Nebelgrauen vor den Augen. Wie eine Gespenstererscheinung nahte er und er ist stumm, gefühllos und kalt fährt das Schicksal über den Dampfer und würgt, was sich ihm in den Weg stellt.

Und über den ewigen Wassern geht der Mond auf den letzten, schwerringenden Schwimmern den Himmel. Er ist ebenso hoch und blau schon über ihre Wiege spannte.

Großherzog und Bäuerin.

Von Walter Kabel. (Nachdruck verboten.)

Der letzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz kannte kein größeres Vergnügen, als im unauffälligen Anzug eines Bürgerers ohne jede Begleitung weite Spaziergänge zu machen, die ihn oft meilenweit von seiner Residenz fort auf einem dieser Ausflüge wurde der Fürst von einem Regen überrascht. Zu seinem Glück kam jedoch gerade ein Wägelchen vorüber, dessen Lenkerin, eine ältere, einfach gekleidete Frau, den Großherzog auf dessen Bitte mit ins nächste Dorf, wo er das Ende des Unwetters abzuwarten gedachte, mitnahm. Die Bäuerin, ahnungslos, wen sie neben sich auf dem Sitz des Korbwagens hatte, begann sofort eine Unterhaltung, der Nachbar auch bereitwilligst und in tadellosem mecklenburgischen Platt einging. Als es stärker zu regnen begann, schaute die Frau für ihren freundlichen Blick unter dem Sitz einen leeren Wägelchen hervor, den der Großherzog zum Schutz gegen die fallenden Tropfen anhängen mußte.

Auf des Gesprächs erfuhr der Fürst, daß das gutmütige, redselige Witwe war und die Gastwirtin des Dorfes besaß, dessen Kirchturm weit sichtbar war. Bald fuhr er vor dem Dorfring vor. Die Bäuerin zeigte den städtisch gekleideten Fürsten ihre „gute Stube“ und setzte einen reichlichen Imbiß vor. Die Unterhaltung bat sie ihn dann, sich baldmal ihre Besichtigung anzusehen. Der Großherzog fand das Gehöft sauber gehalten und auch die Stallung bis auf den hölzernen Schweinestall in bestem Zustande. Dieser Stall paßte so wenig zu den sonstigen Verhältnissen, daß der Fürst erstaunt fragte, weshalb sie nicht einen neuen Stall bauen ließe, es ihr doch offenbar nicht an Geld mangle.

Die Bäuerin erwiderte die Krugwirtin verdrossen, „dat wull'n wi den Stall (das wollten wir auch schon machen), aber de Landrieder will dat nich. Wi häßt em all so veelmal drum beden, dat he will dat doch nu mal nich!“

Der Großherzog, der Landrieder (Landreiter), das ist nämlich in Mecklenburg eine Gendarm. Er verwundert über diese Antwort meinte der Großherzog, die Frau solle sich dann doch an den Amtsvorsteher wenden. Die Bäuerin lachte ärgerlich auf. „Dat hebben wi ook all dahn! Amt schrift (schreibt) dann an den Landrieder, un de Landrieder schickt dich.“

Der Großherzog, dann fragte er doch mal bei 's Ministerium der Fürst. Die Bäuerin antwortete: „Dat Ministerium!“ meinte die Frau achselzuckend. „Dat Amt doch wedder (wieder) an das Amt, und das Amt an den Landrieder, un de Landrieder will dat nich!“

Der Großherzog, der jetzt merkte, daß es sich hier fraglos um die Schikane des Landreiters gegen die Krugwirtin handelte, schickte dieser jetzt zu erkennen und forderte sie auf, an den Amtsvorsteher ein Gesuch wegen der Bauerlaubnis für den neuen Stall einzureichen.

Die Bäuerin, die diese brave Krugwirtin da zuversichtlich, „wenn Sei der Großherzog wär'n, denn ward dat schon gahn. Denn (schreiben) Sei man an'n Landrieder un leggen (legen) den en goot Wort (Wort) ein, dat hei uns den Bau erlaube.“

Der Großherzog versprach's denn auch lachend. Da das Gespräch vorüber war, machte er sich in bester Laune wieder heimweg. Der neue Schweinestall wurde wirklich gebaut, der Fürst aus seiner Brennerei die nötigen Steine holte. „Denn“, äußerte er zu den Herren seiner Umgebung, „ist in Mecklenburg noch über dem Großherzog der Landrieder steht, ist immerhin ein paar tausend Ziegel wert.“

Die Unterhaltung und Uebertragung eines Spargelbeets.

Das ist ein sehr beliebtes Sprossengemüse, das von den meisten Menschen gern gegessen wird. Leider ist der Spargelhandel so teuer, daß nur Wohlhabende sich ihn leisten können. Aber jedoch über einen Garten verfügt, braucht auf den

Genuß desselben nicht zu verzichten. Durch Anlage eines kleinen Spargelbeetes kann er sich während des ganzen Jahres im frischen oder konservierten Zustande manches Wohl durch dieses köstliche Gemüse wärmen.

Sandboden liefert für die Spargelkultur den besten Untergrund. Die großartigen Spargelanlagen in der Braunschweiger und Mainzer Gegend liefern den besten Beweis hierfür. Aber wenn im kleinen Hausgarten die Bodenbedingungen nicht so günstige sein sollten, so können wir die Erde leicht durch Beimischung von Asche, Sand und Ziegelmehl durchlässiger machen. Die beste Pflanzzeit des Spargels ist der April. In sehr warmen und zeitigen Jahren kann wohl auch etwas früher begonnen werden. Selbstverständlich muß das Spargelbeet vor der Inanspruchnahme gut bearbeitet und gedüngt sein. Zu diesem Zweck wird es 50 cm tief rigolt. In den Untergrund wird reichlich Dünger, Kompost oder verrotteter Stallmist gebracht. Ist die Anlage erst einmal fertig, so können wir nicht mehr zum Untergrunde gelangen, deshalb müssen wir vorher dafür sorgen, daß die Pflanzen später im Untergrund reichlich Nahrung vorfinden. Der Dünger wird nicht in dicken Schichten eingepackt, sondern gut mit der Erde vermischt.

Als Spargelpflanzen kauft man aber ja nicht billige, kümmerlich entwickelte Pflanzen. Nur die Spargelanlage hat eine Zukunft, welche mit den besten, gesunden Pflanzenmaterial angelegt worden ist. Einjährige Spargelpflanzen haben sich bei allen seitherigen Versuchen als die besten erwiesen. Jetzt wird das für Spargel vorgezeichnete Stück Land in Beete abgeteilt. Die einzelnen Beete erhalten einen Abstand von 1,20 m von Mitte zu Mitte, die Pflanzgräben eine Breite von 30 cm, so daß die Zwischenräume noch eine Breite von 90 cm haben. Auf diese Zwischenräume wird die ausgehobene Erde gleichmäßig verteilt. In die Gräben werden die Pflanzen in Abständen von 60 cm gepflanzt. Die Stelle, an welcher eine Pflanze sitzt, wird durch ein Stäbchen gekennzeichnet. Nicht zu flach dürfen die Pflanzen gelegt sein, da sonst die Pflansen zu kurz werden. Doch dürfen die Gräben im ersten Jahre nicht schon vollständig zugeworfen werden, da den Pflanzen Luft und Licht vollständig entzogen würden. Man füllt deshalb im ersten Jahre nur etwa drei Finger hoch Erde darauf und schüttet erst im nächsten Jahre wieder Erde nach.

Zwei volle Jahre muß der Spargel gepflanzt sein, ehe er Erträge bringen kann. Die hervorkommenden Triebe werden an die Stäbchen geheftet, der Boden wird gehackt, bei großer Trockenheit auch tüchtig gegossen. Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, bevor es im Herbst well wird. Nach zwei Jahren guter Pflege können die ersten Spargel gestochen, noch besser aber gebrochen werden. Aber nicht während der ganzen Stechzeit dürfen die jungen, zweijährigen Pflanzen gestochen werden, da sonst die Pflanze nothleidend würde. Im nächsten Jahre wird sie dann kräftig genug sein, um während der ganzen Stechzeit von Mitte April bis Mitte Juni abgeerntet werden zu können. Das Spargelstechen selbst muß auch mit der nötigen Vorsicht geübt werden, da sonst leicht daneben hochkommende junge Triebe zerstoßen werden könnten. Täglich dreimal werden die Spargelbeete nachgesehen. Kurz ehe die Pflansen aus der Erde kommt, zeigt sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie die Erde etwas hebt. Nun wird die Erde an einer Seite vom Spargel soweit fortgewühlt, bis die Pflansen in ihrer vollen Länge freiliegt. Nun kann man sie bequem stechen oder auch abbrechen. — Nach Beendigung der Ernte wird die Anlage mit kurzem Dünger versehen und leicht untergegraben. Auch kräftige Jauchegüsse in trockenem Boden fördern die jungen Triebe sehr. Das Düngen im Sommer ist praktisch, da der Dünger bis zum Frühjahr gut verrottet ist und bei der Spargelernte nicht hinderlich wird. C. Fusch.



Wo ist die Eifersüchtige?

Die Sorgenfrau.

In Sorgen war ich eingeschlafen, Es stand der Tag vor meinem Fenster, Es wob durch meinen Traum die Nacht Ein regenschwerver, nebeltrüber, Lichtscheue, finst're Sorgenbilder; Ich kam beim ruhelosen Wandern In Sorgen war ich aufgewacht, An meinem Spiegelglas vorüber.

Und sah hinein, und konnt' verstehen, Warum für mich die Welt so grau: Die ich im Spiegelglas erblickt', War die leibhaft'ge Sorgenfrau.

Johanna Weistich.

Unsere Bilder

Der Hafen von Ragusa-Dubrovnik, welchen die italienische Flotte vor kurzem bombardierte und wo der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisches Unterseeboot in den Grund gehohlet wurde. Ragusa ist eine befestigte Bezirksstadt in Dalmatien am Adriatischen Meer und am Abhange des San Sergio, den Hafen bildet die Bucht von Gravoja. Ragusa ist seit 1814 in österreichischem Besitz.

Eine außergewöhnliche Auszeichnung: das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“. Das erste „Eiserne Kreuz“ als Armierungssoldat hat sich kürzlich der Zimmermann Lünje aus Pommern erworben, der als „Schipper“ in Russisch-Polen arbeitet. Seine Kolonne wurde plötzlich von einer Abteilung Kosaken überfallen. Kurz entschlossen packte Lünje seinen Spaten und stellt sich zur Gegenwehr auf und schlägt den ersten Kosaken nieder. Seine Kameraden folgen seinem Beispiel und schlagen die Kosaken in die Flucht. Für diese Tat erhielt er das „Eiserne Kreuz II. Klasse“.

Trümmer eines von deutscher Artillerie aus 1800 m herabgeschossenen englischen Flugzeuges. Es stürzte brennend bei Frezenberg, östlich von Ypern, in einen alten englischen Schützengraben hinter der jetzigen deutschen Linie. Der Insasse, ein englischer Offizier, war tot.



Landsturm-Kapelle Würzburg in Lütlich.

Allerlei

Zimmer praktisch. Lehrer: „Sage mir einen Satz mit dem Worte ‚Tal!‘“ — Der kleine Toni: „Herr Thalberg hat dem Herrn Blumenthal das Kapital, welches er im ersten Quartal von ihm geborgt hatte, im zweiten Quartal zurückgezahlt.“

Diebsficher. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquellen gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. — „Feldzug mitgemacht?“ fragte der König in seiner kurzen Weise. — „Gewiß, Majestät,“ versetzte der Oberst, „hab' ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen!“ — „Sind wohl schon sehr alt?“ forschte der Monarch weiter. — „Na ja, bin ich vielleicht so an die Sechzig oder Siebzig,“ war die Antwort. — „Vielleicht?“ rief Friedrich Wilhelm verwundert, „das müssen Sie doch genau wissen, in diesem Alter zählt man seine Jahre genau!“ — „Majestät, zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Eporentiesel, wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir niemand!“

Der Juwelier als Menschenfreund. In einen Juwelierladen am Petersburger Newstyprospekt, einer der vornehmsten Straßen aller Weltstädte, trat ein Herr, dem man auf den ersten Blick den feinen Cavalier ansah. In der elegant behandschuhten Rechten trug er einen Blumenstrauß, der den Totaleinbruch des Mannes bekräftigte, sobald die Seidenpapierumhüllung entfernt war. Er entstammte auch dem teuersten Blumenladen in derselben Straße. „Ich möchte eine Portion ungefaßter Brillanten haben“, äußerte sich der vornehme Kunde. Erst nach einem langen, prüfenden Blick über die ganze Persönlichkeit willfahrte der greise Geschäftsinhaber diesem Verlangen. Ein Karton voll glitzernder Brillanten wurde dem Käufer vorgelegt. Er griff mit der Hand hinein und schleuderte sie mit leichtem Schwunge so über den Strauß, daß sie über die offenen Blumenkronen verteilt wurden und wie sonnenbeschienene Tauperven darin leuchteten. Auch die Augen des eleganten jungen Mannes leuchteten bei diesem feenhaften Anblick auf. Er hüllte das Seidenpapier wieder über den kostbaren Strauß, mußte aber wohl sehr aufgeregt sein, denn er vergaß es, nach dem Preise auch nur zu fragen, warf seine Visitenkarte auf den Tisch, laut welcher er Graf L. bei der französischen Botschaft war, und verließ das Geschäft. Zwei Tage darauf kam er mit bewölktet Stirn wieder und fragte, wieviel er schuldig sei. „Zweitausend Rubel, Herr Graf“, wurde ihm zur Antwort. Verblüfft starrte der Graf ihn an. „Sie irren sich offenbar; Sie wollen wohl sagen: zwanzigtausend Rubel.“ — „Nein, Herr Graf,“ sagte der alte Herr, „halten Sie meine Eigenmächtigkeit zugute; ich sah Ihnen an, daß Sie leidenschaftlicher erregt waren, als es dem Menschen gut ist, deshalb erlaubte ich mir, Ihnen Simulbrillanten vorzulegen.“ Diese Ehrlichkeit rührte den jungen Cavalier. Er reichte dem alten Manne die Hand. „Sie haben väterlich fürsorgend an mir gehandelt; ich danke Ihnen dafür. Gewollt hat sie mich doch nicht“, fügte er wehmütig lächelnd hinzu. C. D.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im September. Auch im September findet die Hausfrau noch viel in der Küche zu tun. Das Einkochen, Saftbereiten usw. nimmt kein Ende. Da heißt es auf dem Posten sein und alles gut aus-

führen, denn kleine Fehler bei der Zubereitung und Verwahrlosung von Konserven verursachen ihr Verderben. In der Einkochzeit ist die Hausfrau ein gutes Konservendbuch immer zur Hand haben, ihre Kenntnisse auffrischen und ergänzen kann. — Den häuslichen Mitteln des Monats erscheint das heimliche Wildgeflügel auf dem Es gibt kein delikateres Gericht als ein gebratenes Feldhuhn. Starke Tiere namentlich sind die Freude der Hausfrau. Sie sind an der gelblichen Farbe und dem scharfen, spitzigen ja schwarz gefärbten bei älteren und alten die Füße grau und der stumpf und heller. Bei ist das Hinterteil bis Bauch grünlich, auch Tiere schlecht. Vor ihnen die Hausfrau hüten. Men gute alte Kühen Wildsuppen verwenden Außer dem Feldhuhn auch die Wildente, die die Köffelente, die Rehen Markt. Auch Reh und Damwild gibt es Menge. Doch sollte sich frau hüten, billige Waisen, denn die ist meist billig. So können billigen Hirschruden fügen, die jedem den Verderben. — Aber nicht Küche hat die Hausfrau Arbeit, sondern auch

Ist doch jetzt die Zeit des Großreinemachens, was oft große Mühe macht, namentlich in umfangreichen Haushaltungen. Da muß die von früh bis spät hinterher sein, damit alles ordentlich sauber gemacht. **Zahlern** treiben gern eine große Anzahl von Sprossen, die zu belassen, wie es zumeist geschieht, nicht vorteilhaft ist. Wohl auf diese Weise einen mächtigen Busch, aber nur wenige und kleinen. Es sollten nur die zwei bis drei kräftigsten Triebe stehen, alles andere wird entfernt.

Klee- und Luzerneweiden haben sich für Schweine am besten erwiesen. Auf dem Tummelplatz eine ausgiebige Klee fütterung allen Besitzern zu empfehlen, die ihren Schweinen keine Weide bieten. **Für eine einfache Hochstammzucht** kann man bei Johannis- und Stachelbeersträuchern schon jetzt vorarbeiten. Man nehme an jüngeren Sträuchern die Seiten- austriebe fort und lasse nur einen, und zwar den günstigsten, auf diese Weise einen mächtigen Trieb hochgehen. — In nächsten Jahre läßt sich dann schon die Krone erzielen.

Zur Ausfaat des Feldsalats (Rapunzel) benötigt man auf dem meter Saatfläche etwa 1 Gramm Samen; zu dicke Saat ist zu vermeiden.

Rätsel.

Es trägt mit sich kein Haus,
Schafft du zwei Paute aus,
So jedes Jahr zur Winterszeit
Das junge Volk es sehr erfreut.
Frip Sagen berget.

Zahlenrätsel.

1	2	3				
2	4	5	6	7	8	9
10	11	12	7	6	13	8
11	14	12	15	6	11	4
4	11	7	16	11	6	7
5	16	6	11	8	16	5
8	17	5				

Die Zahlen in vorstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß acht Wörter daraus entstehen, von denen fünf in horizontaler und drei in vertikaler Richtung zu lesen sind. — Die Wörter in den wogerechten Reihen bezeichnen: 1) Stadt in Italien; 2) Deutsche Kolonie; 3) Seeoffiziersrang; 4) Hasenmontag; 5) Stadt in Italien. — Die Wörter in den senkrechten Reihen bezeichnen: 1) Preussische Provinz; 2) Einen Tag; 3) Spanischen Marschall. V. Klein.

Auslösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auslösung der Charade in voriger Nummer:

Brom, Beere, Brombeere.

Alle Rechte vorbehalten.